

Diese schwarzen Medizinstudenten eine bemerkenswerte hypnotische und suggestiv Kraft, außer einer umfassenden Kenntnis der heimischen Pflanzen, vor allem ihrer medizinischen und giftigen Wirkungen, sowie auch des menschlichen Körpers. Schließlich versteht sich jeder Zauberer hervorragend auf theatralische Wirkungen.

Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die Religion der Neger sich vielfach auf den sogenannten „Animismus“ gründet, eine Art Geisterglauben, der alle Gegenstände, Bäume, Gewässer, Steine und dergleichen mit Geistern besetzt. Diese vermögen jedem zu schaden, der sie kränkt. Schutz gewährt nur der Zauberer, in der Regel natürlich gegen klingende Belohnung. In ausgedehnter Nähe arbeitet dieser auch mit Gift, wodurch er Körper und Geist seines Opfers zerrütet, ohne daß ihm das geringste nachgewiesen werden kann. Häufig bringt schon die bloße Berührung der von ihm vergifteten Dinge den Tod. Nicht selten kommt der Neuling mit betagter Zauberer und dem damit zusammenhängenden Aberglauben in Konflikt, ohne es selbst zu bemerken.

Die englische Reisende Lady Dorothy Mills erzählt, daß sie während einer Fahrt auf dem Niger, eines Tages in einem kleinen Dorfe übernachtete, das unter dem Einfluß des mächtigen Zauberers M'Wane stand. Am andern Morgen bemerkte die Reisende einen aufscheinend ganz gesunden jungen Neger, der sich schweigend am Boden wälzte und laut jammerte, daß er sterben müsse. Er hatte im Walde einige Zweige von einem Baume gerissen, der dem Toti, dem Gott der Bäume, geweiht war. Der erzürnte Geist hatte daraufhin von seinem Körper Besitz genommen, um ihn binnen einer Woche umzubringen. Da der Neger von seinem Schicksal erfüllt überzeugt war, hatte es sich auch wohl erfüllt, er wäre an seiner Todesangst gestorben.

Lady Dorothy tat der Bursche leid; sie ließ ihn in ihr Zelt schaffen und verabreichte ihm eine starke Dosis flüchtiges Salz, in dem, wie sie behauptete, ein mächtiger Geist wohnte, viel stärker als der Toti, und der letzteren bald verjagen würde. Die Wirkung war überraschend; nach kurzer Zeit erklärte der Verzweifelte, er fühle den Kampf der Geister in seinem Innern, wobei der von der weißen Frau gesandte die Oberhand gewinne, und schon am nächsten Tage brachte der Schwarze, völlig geheilt, aus Dankbarkeit seiner Retterin ein Paar Hühner und einen Sack Kolanüsse. Es stellte sich übrigens bald heraus, daß gerade der würdige Zauberer M'Wane, dem die schürer junge Frau des Negers gefiel, letzterem den Glauben an den Toti beigebracht hatte, um ihn auf diese unauffällige, aber wirksame Weise aus dem Wege zu räumen.

Zu den unerklärlichen, jedoch von vertrauenswürdigsten Personen wiederholt als wahr bestätigten Zauberkünsten gehören die von der sogenannten „Gesellschaft der Leoparden“ an der Guineaküste angewandten Methoden. Wenn diese, die im Rufe des Kannibalismus stehen, sich auf gewöhnlichem Wege nicht die Opfer für ihre scheußlichen Feste verschaffen können, so begibt ihr Oberster sich nach Einbruch der Dunkelheit in den Rand des nächsten Dorfes, bläst mittels einer Röhre eine Zaubermedizin in die Luft und ruft dreimal den Namen des ausserirdischen Opfers. Dieses, es mag schlafen oder wachen, fühlt sich dann unverzüglich und unwillkürlich in den Urwald gezogen auf dessen finsternen Pfaden es seinem Geschick entgegensteht.

Diese „Leoparden“ leben gewöhnlich friedlich und unbeangstigt unter den anderen Eingeborenen. Unter diesen gibt es nun wieder einzelne, welche die Gabe besitzen, die Menschenfresser als solche zu erkennen. Sie verstehen sich dabei in eine Art Verückung, sollen aber, wenn sie jemanden als „Leoparden“ bezeichnen, sich so gut wie nie irren.

Zu den seltsamsten Formen der schwarzen Magie gehört der „Zauber des Gesichts“. Will jemand einen Feind heimlich quälen, oder ihn ohne Aufsehen und Blutvergießen aus der Welt schaffen, so bittet er einen Zauberer um diese Art der Hexerei. Das Opfer sieht dann alsbald jederzeit das unbewegliche Gesicht seines Feindes vor sich. Ohne jeden Ausdruck, auch nicht den der Drohung, aber immer ist es da: an den Wänden seiner Hütte, im Walde, auf dem Markte; es gibt kein Entrinnen. Der Betroffene mag bis zur völligen Erschöpfung arbeiten oder sich sinnlos betrinken: das Gesicht bleibt, bis der Unglückliche wahnsinnig wird oder stirbt, oft durch eigene Hand. Den „Zauber des Gesichts“ wendet man nur in Ausnahmefällen an, denn abgesehen davon, daß der Zauberer dafür eine Stange Gold

empfängt, soll es auch ein Stück von der Seele des Auftragebers kosten.

Das Hervorbringen von Regen und Wind, von Donner und Blitz gehört gleichfalls zu dem „Repertoire“ der schwarzen Zauberer. Allerdings soll schon mancher Hexermeister, wenn der von ihm vorausgesagte, heftigste Regen immer noch nicht kommen wollte, ein trauriges Ende unter den Händen der enttäuschten Gläubigen genommen haben.

Da man in Afrika auf Schritt und Tritt mit den abergläubischen Vorstellungen der Schwarzen in Berührung kommt, muß der Fremde sehr darauf achten, nicht ahnungslos schwere, häufig ernste Folgen nach sich ziehende Verstöße zu begehen. Die oben erwähnte Lady Dorothy Mills wollte eines Tages auf der Raft in einem Dorfe ihre knapp werdenden Vorräte ergänzen und warf daher, ohne sich viel dabei zu denken, eine Dynamitpatrone in den nahen Dorfteich. Sie war gerade im Begriff, einen prächtigen Fisch an Land zu ziehen, als der Führer ihrer Träger, ein Küstenneger, dazu kam. Er erklärte, daß nach dem Glauben der Eingeborenen der Teich von zahlreichen mächtigen Geistern bewohnt sei, die die Störung ihrer Ruhe schwer verüben würden. Wenn das Verbrechen entdeckt würde, sei er sicher, daß niemand von ihnen mit dem Leben davonkommen würde. Lady Dorothy nahm die Sache nicht so tragisch, der Neger ruhte aber nicht eher, als bis die Gesellschaft trotz Mittagsglut und allgemeiner Müdigkeit sofort den Marsch fortsetzte, bevor die Dorfbewohner ihre in der Mittagsruhe gestörten Geister zu rächen kämen.

Wir aufgeklärten Menschen lächeln über all diese Zauberergeschichten; immerhin muß man zugeben, daß es in jenen ursprünglichen Ländern, wo der Mensch noch in unmittelbarer Berührung mit dem geheimnisvollen Naturkräften steht, noch manches gibt, wofür uns ungeachtet all unseres Wissens eine zureichende Erklärung fehlt.

Am Ausguck

Der Vater des Völkerrechts in der schmutzigen Wäsche.

Aus der französischen Strafanstalt Pentonville versuchte — übrigens vergeblich — vor kurzem ein Gefangener dadurch zu entkommen, daß er sich unter der schmutzigen Wäsche verbarg, die zum Reinigen nach einer außerhalb der Gefängnismauern gelegenen Wäscherei geschickt wurde. Er folgte bei seinem mühsamen Vorhaben, wohl ohne es zu wissen, einem berühmten Vorbild. Der holländische Jurist Hugo Grotius, der als der Vater des modernen Völkerrechts gilt, wurde aus politischen Gründen zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Der Gelehrte, der sich schon damals eines angelegenen Namens erfreute, erhielt mancherlei Erleichterungen zugebilligt, so auch die Erlaubnis, sich Bücher in seine Zelle kommen zu lassen. Diese langten gewöhnlich in einer großen Holzkiste an, in der sie auch wieder abgeholt wurden, zugleich mit der schmutzigen Wäsche des Gefangenen, die er auf diesem bequemen Wege zum Reinigen gab. Anfangs wurde die Kiste von den Wächtern genau untersucht, dann aber legte sich der Esel und sie ging ohne Prüfung hinaus. Eines Tages packte sich nun Grotius an Stelle seiner Bücher in die Kiste, legte die schmutzige Wäsche oben auf und ließ sich so aus dem Gefängnis tragen. Als Maurer verkleidet floh er nach Paris, wo er dann im Laufe der nächsten Jahre in äußerster Armut lebend sein grundlegendes Werk über das Völkerrecht verfaßte.

Die Nachtruhe im Schaufenster.

Zwei Engländer reisten kürzlich durch Oesterreich, natürlich gleich den meisten ihrer Landsleute so gut wie ohne jede Kenntnis der deutschen Sprache. Spät abends trafen sie in Innsbruck ein. Bei der Suche nach einer Unterkunft stellte es sich heraus, daß alle Gasthöfe überfüllt waren. Schließlich wurden die Reisenden in ein Privatquartier gewiesen, die eine Schlafzimmern war von einem Vorhang vollkommen abgeschlossen. Verständigen konnten sich Gäste und Wirt nicht, doch aus den Gebärden des letzteren entnahmen die beiden Engländer, daß sie nicht hinter den Vorhang gehen sollten, wenn ihnen der Zweck des Besuchs auch unklar blieb. Die müden Wanderer zogen zur Ruhe. Ihre La-

gerheiten erwiesen sich aber bald als außerordentlich hart und unbequem, so daß einer der Engländer aufstand und im Zimmer umherwandelnd nach Abhilfe suchte. So geriet er auch hinter den geheimnisvollen Vorhang, wo er zu seiner Überraschung ein schönes, großes, weiches Bett entdeckte, in das er sich — unbekümmert um das Verbot seines Wirtes — sofort legte. Er schlief herrlich bis in den hellen Tag hinein. Als er endlich erwachte, merkte er, warum man ihm unterlag hatte, hinter den Vorhang zu treten. Dieser schloß nämlich — das Schaufenster eines Bettengeschäfts ab, und der schlafende Engländer hatte einer nur durch eine Glascheibe von ihm getrennten, höchlichst amüsierten Menge die Vortrefflichkeit der Ware seines Wirtes in der Praxis vor Augen geführt.

Der Schlangenkrieg von St. Emerald.

In der Nähe der Stadt Salisbury in Südrhodesien erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe die Missionsanstalt der Dominikanerinnen von St. Emerald. Die Insassen der Station, der auch ein Kindergarten angeschlossen ist, erhielten kürzlich recht unangenehmen Besuch. Infolge der starken Regengüsse, die in der Gegend niedergegangen waren, hatten sich zahlreiche Schlangen aller Art aus den feuchten Niederungen in die trockenen gelegenen Klostergebäude zurückgezogen. Man konnte beinahe keine Schuttlade aufziehen, ohne durch eine darin liegende Schlange zu Lode erschreckt zu werden. Vor allem für die Kleinen des Kindergartens wurde die Lage gefährlich, da sie die Gefahr nicht ahnten und sich ohne Scheu den gefährlichen Reptilien näherten. So konnte ein zweijähriges Mädchen, das auf einem engen Gange einer großen gestreiften Kobra begegnete, erst im letzten Augenblick gerettet werden, als es mit ausgebreiteten Armen auf die Schlange zugeht, um sie herzlich an sich zu drücken. Natürlich hatte sich der ganzen Anstalt eine starke Nervosität bemächtigt; zuweilen eilte schon bei dem Zischen einer Grille alles erschreckt herbei, um der Schlange, deren Zischen man zu hören glaubte, den Garaus zu machen. Nur durch einen systematischen Vernichtungsfeldzug haben sich die Dominikanerinnen des Klosters der gefährlichen Eindringlinge entziehen können.

Der australische Giftgürtel.

Der Wissenschaft ist es nach langjährigen Bemühungen jetzt endlich gelungen, einen Feind des australischen Wirtschaftslebens, dem man bislang auf keine Weise hatte beikommen können, erfolgreich zu bekämpfen. Bislang litt die Viehtransporte nach dem nördlichen Teile des Erdteils unter einer geheimnisvollen Krankheit, von welcher die Tiere in ganz bestimmten, scharf abgegrenzten Gegenden befallen wurden und der regelmäßig etwa zwanzig Prozent der diese Gebiete passierenden Rinder erlagen. Man nannte diesen Teil des Landes den „Giftgürtel“, ohne indes zu wissen, mit welcher Art Gift man es zu tun habe. Schließlich lenkte sich der Verdacht auf zwei hier wachsende Pflanzen, eine Art Weisfuß und eine Indigo-Planze. Es stellte sich heraus, daß beide außerordentlich giftig sind und sich stark verbreiten. Die Regierung verfügte daraufhin, daß beide Pflanzen längs der Wege auf eine Breite von fünfzig Metern völlig ausgerottet seien und mittels sichtbarer Schilder wurden die Viehtreiber an, ihre Herden nicht außerhalb dieser Streifen gehen zu lassen. Die Zweckmäßigkeit der Maßnahmen stellte sich bald heraus, denn seitdem sind tausende von Rindern ungefährdet durch den Giftgürtel getrieben worden.

Diplomatie.

Friedrich Wilhelm der Erste, Vater eines berühmteren Sohnes, galt nicht nur für jähzornig er war es auch. Zu einem der Tabakskollegen, die bei schäumendem Biere stoffierten, war der österreichische Gesandte v. Seckendorff eingeladen worden und hatte den Ehrenplatz neben dem König eingenommen. Ueber eine Antwort des Gesandten erregte sich der König so sehr, daß er ihm ohne weiteres eine Ohrfeige versetzte. Sollte deswegen Krieg ausbrechen zwischen Preußen und Oesterreich? Seckendorff wußte geschickt die Situation zu retten. Er nahm erstmal einen guten Schluck Bier, hieb dann dem ersten Minister des Königs eine herunter und gab ihm den sachlichen Rat: „Geben Sie sie weiter!“

Auf diese Weise fand der siebenjährige Krieg erst zwanzig Jahre später statt.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altna. Druck und Verlag: H. A. Sank Altna.



Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 37

Mittwoch, 12. September

1928

Von Arnberg zum Stimmstamm

Im Herbst ist der Arnberger Wald eigentlich am schönsten. Darum wollen wir ein gut Teil dieses weiten Forstes auf Schulters Knappen durchziehen, ehe die glühende Farbenpracht des Herbstes vergeht. Von der Regierungshauptstadt Arnberg aus sehen wir uns in Marisch. Gleich am Bahnhof gehen wir rechts über die Eisenbahnbrücke. Drüben sehen wir schon das weiße liegende Andreaskreuz der Hauptwanderstrecke 1 des Sauerländischen Gebirgsvereins. Mit der Landstraße gehen wir eine halbe Stunde aufwärts, bis wir endlich den Wald erreicht haben, schöne Rückblicke auf das alte Stadtbild von Arnberg erquicken unser Herz. Am Bockstall biegt die Wanderstrecke von der staubigen Landstraße rechts ab. Wir bleiben für einige Stunden



auf dem uralten Handelsweg, dem Plackweg, der uns tiefer und tiefer in den prächtigsten Hochwald führt. Nach 50 Minuten stehen wir auf dem Dammberg (417 m), nahe dem der Hermannsdenkmal eine recht schöne Aussicht auf das Rührtal und die südlichen Berge davon bietet. Der Plackweg bringt uns dann nach einer weiteren guten Stunde zur Föckerei Rattenberg, den einzigen Häuser, die wir bis Hirschberg antreffen. Bald danach verlassen wir den Plackweg und überqueren das Tal der großen Schmalenau; 75 Minuten hinter Rattenberg befinden wir uns in der Wache unterhalb des auf einem Bergkegel aufgebauten Städtchens Hirschberg, um endlich nach 15 Minuten am Anstieg 80 m höher in Hirschberg selbst (420 m) zu landen. Es barg einst ein Jagdschloß der Kurfürsten von Köln, das aber völlig zerstört und abgetragen wurde; nur sein schönes Tor blieb erhalten und steht seit 100 Jahren am Eingang zum Eichholz in Arnberg. Als Hirschberg war der Weg vier Stunden weit. Ein Ortsweg bringt uns schließlich in gut 1 1/2 Stunden zum Stimmstamm (540 m), einer uralten Kreuzungsstelle vielbegangener Wege. Nahebei liegt mit 555 m die höchste Erhebung des Arnberger Waldes. Noch einmal haben wir auf Ortswegen gut 1 1/2 Stunden wegs aufwärts, bis wir die Kreisstadt Meschede an der Ruhr, den Zielpunkt unserer schönen Tageswanderung gewonnen haben. Wenn wir bis Arnberg eine Sonntagskarte lösen, brauchen wir von hier aus nur nachzulösen. Blatt Arnberg der Sauerlandkarte 1:50 000 des Sauerland-Verlages zu Jülich, vermag unterwegs auf dieser Arnberger Waldwanderung gute Dienste zu leisten.

Altweibersommer

Von Ernst Goering.

Keine silbernen Fäden gaukeln an besonnenen Septembertagen zu Tausenden durch die Luft, heften sich an Baum und Strauch, Mensch und Tier: Marienläden, die der Volksmund auch Altweibersommer nennt. So unheimlich

uns diese hauchfein gesponnenen Gebilde winziger Spinnen (meistens Luchs- oder Kreuzspinnen) im allgemeinen anmuten, so haben sie doch eine ebenso eckwirdige wie wunderliche Geschichte. Schon den mit ihrer rauhen Umwelt eng verwachsenen Germanen war die Vorstellung des Netzes (Wädden) Sommers geläufig. Sie verstanden darunter die dünnen Lebensfäden der Götter und Menschen. Am heiligen Brunnen der Urth saßen unter dem Baum Yggdrasil die drei Nornen (auch wohl Wetten geheizen) und spannen geschäftig die Geschichte der Götter und Menschen. Altweibersommer!

Jahrhunderte vergingen. Frommer Christenglaube bemächtigte sich dieser harten, düsteren Sage und gestaltete sie heraldisch, menschlich lebenswürdig. Da sah die Jungfrau Maria zwischen Sommer und Herbst eines Tages vor der Haustür und nähte emsig an der Erbsenmasche des Jesuskindes. Ein kühler Wind erhob sich plötzlich und wirbelte die Fäden der heiligen Näherin in alle Welt als Vorboten des Weihnachtstages, als Kinder nahenden Glückes, meldet die Legende. Und so nannte man diese glückverheißenden Fäden fortan „Marienläden“, „Mariengarn“, „Frauenfommer“ (in der Schweiz „Witwenfommerl“). In Frankreich hieß man sie „fles de la Bergerie“ („Fäden der Jungfrau“), in England „Gossamer“ („Gottes Schlepp“), kurz, verlieh ihnen ebenfalls Bezeichnungen voll symbolischer Bedeutung, deren Sinn sich später immer mehr verfinsterte.

Lange Zeit hindurch wurde die Erscheinung dieser alljährlich auftauchenden Fäden als etwas Wunderbares angesehen, bis es auch hier dem rastlos forschenden Menschengeist gelang, des Rätsels Lösung in Gestalt der vom Winde fortgeführten zerrissenen Fäden kleinerer Spinnen zu finden. Von chinesischen Gauklern weiß die Neugier zu berichten, die — ob Suggestion oder optische Täuschung sei dahingestellt — an ihren eigenen Körper in die Luft zu klettern schienen. Nun, die kleinen Luchsspinnen vollbringen das gleiche Wunderwerk geschwind und ohne Hexerei, indem sie sich beim Fliegen aus eigener Kraft ausstrecken, die Fäden selbst erzeugen. Segelflieger! würden wir heute unwillkürlich sagen, wenn wir beobachten, wie glückselig die kleinen Tiere auf erhöhte Punkte zu ihren Startplätzen kriechen. Dann schnell der Hinterleib jählings in die Höhe, aus den Spinnwarzen jedes Tierchens schießen die Marienläden hervor, und flugelig schweben die Spinnen darauf zum blauen Himmelssdom. Sie können nicht weit, doch sie fliegen, der Erden schwere gang entrückt, ein Weibchen, und das bedeutet, wie wir wissen, aller Pein entzogen sein.

Porzellan

Von Hilde Stein.

Als 1518 das erste chinesische Porzellan durch die Portugiesen nach Europa kam, war es in China und Japan schon lange bekannt. In den ersten Jahrhunderten der nachchristlichen Zeit entdeckten die Chinesen denn von ihnen „Kaoling“ benannten Ton, aus dem, mit Feldspat und Quarz gemischt, das Porzellan gebrannt wurde.

Fast zwei Jahrhunderte vergingen, ehe die europäischen Künstler die Erde gefunden hatten, aus der sie das von den Chinesen und Japanern gearbeitete gleichwertige Material herstellen konnten. Als erster entdeckte der Deutsche J. Böttger in dem damals so sehr gebrauchten Saarpulver das Vorhandensein von Kaolin. Er war auch der erste, der 1710 in Meißen die berühmte gemauerte Fabrik gründete. Durch beständige

Beamt wurde das Geheimnis bald aus den ängstlich geschlossenen Räumen in die Welt getragen, und kurze Zeit darauf suchte und fand man auch an anderen Orten den brennbaren Ton.

Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in Vincennes das erste echte Porzellan hergestellt. Ludwig XV. kaufte die Fabrik und verlegte sie 1753 nach Sevres. Seit dieser Zeit ist die berühmte Fabrik Staatsbesitz. 1720 erliefen in Wien die Porzellanfabrik mit der reisenden „Bienenkorb“-Marke. Sie brachte zuerst ein Dessin, das auf seiner weißen Fläche ein milles fleurs Muster zeigte. Später verschwand der Grund unter Gemälden und breiter Vergoldung. Unterhalb Jahrhundert später ging die Manufaktur ein.

Unter dem Protektorat des Kurfürsten Rast Theodor von der Pfalz, Anfang des 18. Jahrhunderts, blühte in Höchst und in Rumpenheim die Porzellanproduktion. Um 1740 herum lieferte Höchst das beste Material. Mitte des 18. Jahrhunderts gründete Gopkowsky die Berliner Porzellanmanufaktur, die 1763 Friedrich der Große übernahm. Die Kopenhagener fanden an der Insel Bornholm das Kaolin. Sie brachten durch einen besseren Glasuren das sie in aller Welt berühmt gemachte blaue und braune Porzellan auf den Markt.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein waren die Porzellanmanufakturen ausschließlich fürstliches Eigentum. Sie arbeiteten nur für die Höfe und ihre Produktionen waren dem reinen Luxus gewidmet. Da man aber bald an mehr als einer Stelle das Kaolin entdecken begann, wurde manche bürgerliche Fabrik gegründet und die Gitter der Porzellanwerke drang langsam in das Bürgerum. Jetzt begannen auch die fürstlichen Fabriken zu arbeiten zu verkaufen. Das waren aber meist künstlich wertvolle und für die Allgemeinheit wenig brauchbare Erzeugnisse. Wogegen die Privatunternehmungen sich an „die breite Masse“ wandten.

Wenn man auch im Laufe der Jahre merkte, daß die Art des Porzellanbrennens absolut mit der chinesischen Erfindung übereinstimmte, so hat man niemals die Macht des Kaolins, die China und Japan so berühmt machten, erreicht. Dagegen aber hat — durch die gemeinamen Handelsinteressen — der europäische Geschmack einen starken Einfluß auf das ostliche Porzellan ausgeübt. Nicht immer zum Heil der nun etwas merkwürdig wirkenden westasiatischen Motive!

Nachdem man dazu übergegangen war, neben den echt goldenen Rändern, den handgemalten Motiven und all den anderen luxuriösen Ausführungen auch einfaches Gebrauchsporzellan herzustellen, blühte der Handel immer mehr auf. Die Waren wurden billiger — der einfache Mann konnte sich erst sein Sonntagsservice und dann auch sein ganz „gemächliches“ Porzellan für den Alltag kaufen. Und heute hat wohl jeder sein Porzellanstück im Schrank und im ... Schrank.

Zermatt und das Matterhorn

Von Felicitas von Redzwick-Ghika.

Nicht nur Zermatt hat den Kampf ums Matterhorn ausgefochten, jedes Jahr wiederholt er sich bei diesem an jenem von neuem. Wenn der Berg inzwischen auch schon eine Mädeltour geworden ist, und jeder, der nach Zermatt kommt und einigemmaßen laufen kann, die Besteigung ausführt — nicht allein aus Egoismus, sondern weil der Zermatter Riese seine kühnsten Bemühungen nicht vermag

hat, auch nicht verkehren wird, solange Ge-
schäftsjahre keine Bahn hinaufbaut — das Ma-
terhorn zeigt immer wieder seine Zähne.
Der erste Blick gibt bei der Ankunft dem
Berg. Hat er viel Schnee? Dann ist die
Tour lange und mühselig. Hat er wenig
Schnee? Dann ist die Steinlagengefahr um
so größer. Hinan will natürlich jeder! Die
Schwierigkeiten liegen hauptsächlich in der
Länge und Exposition der Tour, weniger in
der Kletterei selbst. In den vielen Jahren hat
man schon den günstigsten Weg herausgefun-
den, und die Matterhornbesteigung zählt nicht
mehr zu den schweren Bergtouren. Trotzdem
ist sie immer eine bedeutende Unternehmung,
und es ist natürlich ein ausgelegter Unstern,
Leistungsfähigkeit zu geben, oder gar zu be-
haupten, das Matterhorn werde meistens an-
angeführt gemacht, die festeren Seile über der
Gletscherhütte gemittelt. Anlässlich des Un-
glücks, dem ein junger Mensch zum Opfer fiel,
wurde das tatsächlich behauptet. Die Unver-
antwortlichkeit eines derartigen Verhaltens
liegt für alle, die von Bergsteigern nur ein
wenig verstehen, auf der Hand.
Wie leicht haben wir es heute gegen die
Erstersteiger, denen keine bequeme Nachtruhe
auf einer Hütte in 3300 m Höhe beschieden
war, die nichts über die Beschaffenheit des
Berges wussten, und denen kein anderer Führer
voranging, als der kühne Geist Wymperers. Zu
allem übrigen bedrückte sie noch der Gedanke,
Garett und die Seinen könnten ihnen zuwor-
kommen. Diese Angst befehlte ihre Schritte,
vielleicht wägen sie sonst nicht ans Ziel ge-
langt.
Die Tausende, die ihnen auf ihrem Weg seit-
dem gefolgt sind, müssen ihnen für diese Tat
dankbar sein, und sie haben das auch bewiesen,
als vor drei Jahren die Wymperplakette zum
Bedenken am Hotel Mont-Rose befestigt
wurde.
Seit der Erstersteigung und dem grauen
Sturz hat das Matterhorn vielen Verehrern
sein Gesicht gezeigt. Manchmal war es lie-
benswürdig, manchmal runzelte es die Stirn,
und wenn das Matterhorn die Stirn runzelt,
dann wird es ungemütlich. Meistens wird es
gleich lächlich und wirft dem ungeliebten Gast
Steine an den Kopf oder bläst ihm einen recht
schlechten Wind ins Gesicht. Mir selbst hat es sich
von der unangenehmen Seite gezeigt. Als ich
zum ersten Mal in Zermatt war, sagte ich zu
meinen Freunden: „Auf den Berg muß ich
hin!“
„Ja, meine Liebe,“ war die Antwort, „der
läßt nicht jeden ran, vor allen Dingen nicht
dem ersten Mal. Von uns hat keiner in der
ersten Saison das Matterhorn erwischt.“
Es kam auch bei mir nicht anders. Im
selben Jahr stürzte die verehrte und beliebte
Bergsteigerin Frau Roll-Hajenclever ab. Wir
begleiteten sie noch auf ihrem letzten Wege
und nachdem ich an ihrem Lager gesungen
hätte, war mir die Luft auf Bergtouren für
dieses Jahr vergangen. Das nächste Mal ging
es auch schief, und diesmal mußte mich mein
Leutenant wegen eines leichten Absturzes
im Bergell im Stich lassen, da es für ihn
dieses Jahr mit Touren aus war. Ich lasse
aber doch nicht locker. Für mich ist das Ma-
terhorn der Berg der Berge, und ich meine,
weil ich ihn liebe, muß er meinen Besuch auch
annehmen. Vielleicht hat er mich noch nicht
eingelassen, weil er mir die Vorfreude ver-
längern will. Eines ist sicher: Solange ich da
noch nicht hinaufgekommen bin, weiß ich mein
Ziel — der Sommer in Zermatt, — in Zer-
matt, dem Alpenparadies, das vorläufig
noch verschont blieb von Autostraßen und Be-
trieb. Ich sage vorläufig noch, und das mag
eine Warnung an die Zermatter sein. Wer
nach Zermatt geht, will keinen Betrieb, keine
Jazzband und all das, was dazu gehört. Da
kann man ja im Winter nach St. Moritz gehen.
Findet sich am Fuß des Matterhorns erst eine
mondäne Gesellschaft ein, dann bleibt die alte
traue Garde weg. Das Matterhorn ist ein
König, aber es empfängt seine Untertanen in
einer besonderen Hoftracht. Rotgeschminkte
Stippen sind nicht zugelassen!

Reisen und Bequemlichkeit

Von Karl Emil Müller.

Seitdem der lustige Beitschenknall des Po-
stillons und sein fröhliches Gellali, von Goethe
und Eichendorff so schön besungen, nicht mehr
das freundliche Echo in den Tälern Deutsch-
lands weckt, seitdem der letzte städtische Po-
stwagenlenker als steinernes Monument in
einem neuen Postgebäude der Reichshauptstadt
verewigt wurde, scheint die Romantik des Rei-
sens näher zu sein. Nur die ganz Alten

wissen noch, wie wunderbar eine Postkutsch-
fahrt durch die Wälder und Felder gemein-
lich ist und wie behaglich schmunzelnd der
Wirt vom „Goldenen Löwen“ seine Gäste bekomp-
lementierte, die für eine Nacht die lange Fahrt
unterbrachen, um in den hochgetürmten Bei-
ten der kleinen Gaststube das unsanfte Rütteln
der Postkutsche zu vergessen.
Das ist vorbei, fast vergessen. Das ist den
Seitigen schier unbegreiflich, die im Auto durch
die Wälder jagen, im Klepperboot durch die
Flussläufe rudern, oder fröhliche Hochzeitsreisen
im Flugzeuge feiern. Und doch, wie köstlich
ist die alte Reiseromantik in den Städten
eines Spitzwegs, auf dem Auszug alter Bastio-
nen und die gequaderter Wachtürme. Der
Einschritt der Zeit eilt hastig und all die
Jungen laufen, fahren, segeln, fliegen mit.
Der Beitschenknall des Postillons und sein
fröhliches Gellali, das er in den Morgen
lang, nach dem freundlichen Echo des Reisenden
im kleinen, bescheidenen Gasthaus, das der
behagliche Wirt leitet, bestrebt, alle Wünsche
seiner Gäste zu erfüllen. Der fagar mit dem
Windstich in stürmischen Nächten leuchtete und
die mollenen warmen Fußsäule und das Plä-
schen auf der Ofenbank für den durstgefror-
nen Reisenden bereitete.
Das ist nun heute das bedauerliche an un-
serer Zeit, daß jene bescheidene Behaglichkeit,
harmonischer Einklang mit frohen und zür-
nenden Gemütern verschwunden ist. Die große
Karamanerei, das Kistenhotel mit Empfangs-
schefs, Direktoren, Portiers, Buchhaltern und
Distibons erheben nicht den freundlichen Wirt.
Ein Kist durch den Vorhang, der das Alte
vom Neuen trennt, zeigt uns den Ausweg,
zeigt uns die Reiseromantik unserer Tage: fern
dem freundlichen Wirt, aber auch fern der
Beitschenknall der großen Karamanereien.
Unser Leben ist komplizierter geworden. Der
Kampf ums Dasein erfordert größere Ge-
schäftigkeit. Am Tage wollen wir unseren Ges-
chäften nachgehen, lebendig auf der Welt sein, die
so bunt und erregend ist. Nachts indes
wollen wir ruhen und reisen. Der Schlaf-
wagenkondukteur ist schlauer und geschickter
als der freundliche Wirt, billiger als der
Empfangschef. Auf diese Art zu reisen ist ein
wohlwunder, nervenschonender Luxus, für je-
den erschwinglich.
Reisen und Bequemlichkeit, das ist der
Wunsch unserer jugendlichen Zeit. Unsere moderne
Technik gibt uns die Mittel. Verträumte
Dörfer sind schön. Aber alles fliehet. Heute
stürzen von den Bergen brausend die Wasser
in ungeheure Turbinen, in die nStädten drehen
sich die großen Schwingenräder in den Kraft-
anlagen und über ladende Felder und blühende
Wiesen spannen sich die leise summen-
den Drähte von einem zum anderen turmhohen
Gerüst.

Originelle Zeitungs-Anzeigen

aus der Viedermierzeit

„Aufmachung beim Inserat ist alles!“ lautet
heute die Losung. Und so ist die Abfassung
zugkräftiger Anzeigen zu einer förmlichen Wis-
senchaft geworden, wobei das Bestreben
herrscht, die Konkurrenten tansticht zu über-
fülligen.
Zeitungsanzeigen wirkungsvoll zu gestalten,
bemühten sich schon unsere Väter. Es wird
nicht uninteressant sein, an einigen Beispielen
vorzuführen, wie vor etwa einem Jahrhundert
Annoncen ausluden.
Die berühmten „Warnungen“, „Geld zu bor-
gen“, gab es schon damals, und so lesen wir
im „Eubecker Anzeiger“ (1840):
„Eble Nachbarn, wachere Mitbürger! Lebt
uns nichts! Wir können schon auskommen,
wenn wir wollen. Meine Frau und ich haben
keine Kinder und ich habe Tausend Taler Ein-
künfte. Meine Frau kauft aber heimlich
Tabak und trinkt heimlich Kaffee. Ich gebe
alltäglich in die Tabagie. Das ist nicht notwen-
dig. So etwas führt zu Schulden. Darum leih
uns nichts. Wir können auskommen. Tobias
Elsam Tabakhändler und Frau Christine.“
Mit der Sicherheit der Person und des Ge-
gentsums scheint es in der vielgepriesenen „G-
ten alten Zeit“ nicht zum Besten bestellt ge-
wesen zu sein. Schwierig hätte sonst nachstehen-
des Inserat im „Eubecker Anzeiger“ (1844)
Platz gefunden:
Die unterzeichnete Fabrik-Compagnie sucht
einen Portier für ihr Eingangstor. Derselbe
muß wenigstens sechs Schuh und natürliche Po-
stipathie gegen landstreichende Vagabunden und
Bettler haben, auch muß er mit einem großen
Sund versehen sein. Wenn derselbe recht
barisch ist, ist es uns sehr angenehm. Die Ge-

gend erheischt dies. Neugierigen werden sich
bei . . . in Ramenz.“
Schon in den Zeiten, als der Großvater die
Großmutter nahm, wurden die Ehen nicht im-
mer aus Liebe geschlossen. Die Suche nach ei-
ner reichen Frau im Wege der Zeitungsanzeige
war durchaus nicht ungewöhnlich.
Im „Eubecker Anzeiger“ (1841) finden wir
die sicherlich originelle Selbstanpreisung eines
jungen Mannes, der es ausgezeichnet versteht,
seine Vorzüge ins richtige Licht zu setzen:
„Ein junger Mann von 24 Jahren, aus guter
Familie, der Griechisch, Latein, Geographie,
schöne Künste und Wissenschaften, Mathematik
und Zeichen versteht und vorzüglich stark ist
in Vokal- und Instrumentalmusik, wie im Tan-
zen, wünscht alle seine Talente, seine Person,
die sehr schön ist, mit inbegriffen, in gefehm-
licher Ehe einer älteren Dame zu übergeben.
Der Ehehandbat erwartet von seiner künftigen
nicht als Geld.“
Ein Mutterföhnchen, durch sein hitziges Vor-
gehen in Not geraten, benützt das „Aurora-
Wochenblatt“ (1844), um seiner Mutter seine
üble Lage in beweglichen Worten zu schildern.
Natürlich fehlt die Bitte um Geld nicht. Der
Bedrängte schreibt:
„Nicht wegen Diebstahl, sondern wegen Sch-
rei sitze ich hier in Aarau. Ich habe nur im
Wirtshaus wegen ungebührlicher Geforderung
den Kellner auf den Kopf gestrichelt, so daß er
tot weggetragen wurde. Das ist alles. Was er
hingeworfen hat, Mutter, weiß ich nicht, aber
schick Geld. Hier bleibe ich, so ungern ich
auch tue. Schick Geld, Mutter, in jedem Falle
werde ich die Fache bezahlen müssen.“
Zum Abschluß dieser kuriosen Angelegenheit
ein Beispiel unfreimilliger Romik. Ein herum-
ziehender Menagerie- und Schaubudenbesitzer
machte dem Publikum der Dresdener Vogelweil.
(1842) folgende Mitteilung:
„Durch das zufällige Zusammentreffen mit
meiner Frau hat sich meine Menagerie bedeu-
tend vermehrt, und mache ich das Publikum
darauf aufmerksam.“

Islands Kunst und Künste

Von Anna Kappstein.

Eine Ausstellung jung-isländischer Ma-
lerei wandert durch die Hauptstädte von Europa.
Sie kommt uns entgegen — in manchen
Sinne. Zur isländischen Plastik müssen wir
selber kommen.
Es ist eine lange Reise zum Lande der
Edda. Nicht nur die Eemellen gerechne-
„Edda“ bedeutet „Urahne“. Wir betreten ta-
sächlich unerschlossenen Auenboden, wenn wir
über die graubraunen Lavafeldern des Eislands
wandern. Wir beschreiten die tausendfä-
hige Thingstätte, auf der der älteste Reichstag
gehalten wurde, zu der alle Männer durch die
8 km lange wild zerfissene „Almännerfchlucht“
wallfahrten, sich Gesetz und Recht zu geben.
Wir erleben in der wehrlosen und erheben
Einsamkeit der rauhen Landschaft die
herbe Feierstimmung ferner Vergangenheit
nach. Wir hören mit vermehrtem Vorreicht-
tum und einigen Aulauten, noch die altislandi-
sche Sprache reden, die nordgermanische
Stamm zugehört. Die Eddalieder und die
Schalendichtung werden heute noch gelesen in
den weit verstreuten Bauernhöfen an den lan-
gen Winterabenden. Die Frauen, die großen,
kraftvoll gewachsenen, blondgepöpten Frauen
halten an der Volkstracht fest und tragen sie
mit wenigen Ausnahmen auch die Städterinnen
— mit Selbstbewußtsein und Anmut.
Auf dieser Insel, die durch ihre geogra-
phische Lage dicht am Polarkreis vom großen
Europa fast abgeschnitten und dadurch auf die
Pflanze von Ueberlieferung und Sitte verwiesen
ist, geschah eine Kulturstadt, die unsere hochzivil-
isierten Länder, die sich ihrer kümmerlichen
Künste rühmen, — bedäun. Vielleicht deswegen
schließen manche Touristen, die dem kleinen
tätigen Volk seinen Mut nicht gönnen, das
Augen vor dem mächtigen grauen Haupte,
das in der Hauptstadt Reykjavik auf freier Höhe
thront. Uns Reisenden vom Dampfer „Berlin“
des Norddeutschen Lloyd war die Ermarlung
schon gespannt worden, denn wir hatten den
Vorzug, den Anfang unserer Fahrt in die W-
stis mit dem deutschen Maler Theodor Wede-
pohl zu teilen. Er ist der Islanbmaler und
Kenner, der seit vielen Jahren in monatelan-
gem Aufenthalt zu allen Jahreszeiten die Natur
der Schöpfungswelt studierte und der
ihrem Regen- und Nebelklima (das uns die
„Tiefe“ und die „Wirkel“ schickt) flimmernde
Reize entlockt. Schon auf dem Atlantik hat er
auf Außerordentliches uns vorbereitet. Wi-
danken ihm, daß er auch an Ort und Stelle in
die nicht leicht zugängliche Formen- und Ge-

staltung eines bodenständigen Kunstsch-
tens uns einführt.
Der isländische Bildhauer Einar Jonsson ist
noch kein fünfzig. Er genießt das Glück, das
vielleicht seit den Tagen der florentinischen
Mäzenatengeschlechter keinem Schaffenden be-
schieden: bei Lebzeiten die Fülle seiner Werke
vereint an öffentlicher würdiger Stelle zu se-
hen, als ein von seinen Volksgenossen hochver-
ehrter. Eine Staatspension schließt ihm vor dem
entwerdenden Kampf ums tägliche Brot. Wohl-
habende Bürger von Reykjavik errichteten ihm
die — in streng wuchtigen Stil gehaltene —
Skulpturenhalle. Im Obergeschoß hat er sein
Heim aufgeschlagen.
Nachtend auch ist sein Werk. Genährt an
Glauben und Aberglauben des Landes, in dem
unter eislarenden Feuerbergen, hochenden
Springquellen, brodelnden Mooren die Ele-
mente sich bekriegen, am Uebermaß vom Licht
der Sommermonate und — nädte am Ueber-
maß der langen Wintertübe. Im Symbole ge-
legt, die eigene ringende Seele ihm eingab.
Nachtvoll in den Raum sich reichend, räumlich
gestaltet, in den verschiedensten Schaffensperioden
auf die sieghaft sehnstigen Vertikale, auf die
spitz breite Horizontale, auf die dramatisch
bewegte, lyrisch verwebende Wellenlinie ge-
richtet, Unvergänglich stark im Eindruck: „Der
Kriegsdiener“ (Islandisch: „Der Wächter“). Der
Kriegsdiener, halb zum Tier verwildert,
steht, sein totes Weib auf der Schulter, es im
gehöriger Erde zu bestatten. (Unentinnbares
Gedot der Eitte). Im Arm sein Kind, in felle
gewickelt, mit ihm der treue Hund, — Mann
und Tier den gleichen mitternden Ausdruck der
Begehrtheit im Gesicht. Mensch und Wolfshund
in Art und Freundchaft einander ähnlich ge-
worden. „Anbruch des Tages“ heißt die schred-
hafte große Gruppe aus Troll, — ganz Unter-
weltswesen, — das Gesicht fast nur Gebiß, der
roth die lichte Frau raubte und der erfarren
muß, als der erste Sonnenstrahl ihn trifft. „Er-
lösung“ oder „Entführung“ bedeutet die Flucht
der beladenen Seele in den Schutz des gott-
menschlichen Gewappneten, der sie unter sein
Schwert stellt und ihr irdisches — Schuld oder
Leid — wie eine Haut fortzuleubert. Den
verlorenen Jüngling trägt die Kuh; der verlorne Sohn
ermüht sich bei den Schweinen. Ein fürchter-
lich entstellter Manneskopf: „Das böse Ge-
wesen“. Schart äugend erkennt man, wie ein
Arm ihm das Lid aufricht, ein Mund ihm ins
Zehr schreit. „Die Welle der Zeiten“ ist ein Ge-
mimmel sterblicher Weiber. „Die Hand“ — soll
entgamm — schüttet mit unfaßlicher Gebärde
der Allmacht das Leben, „Sol“ (Zul), das Weib
nachselied, bringt im Sternenschild das Licht;
hinter ihm verkrücht sich der Nachtpuk. In
ausgehend rhythmischen Bewegung schwingt die
Seele vom zurückstinkenden Erdarmweh sich nach
Blau. In der „Antike“ paßt sich Athene nordi-
schen Empfinden an. Ihr Gorgohaupt glöht
mit Flammen, das Schlangenhaar gleicht Po-
typhenans. Eigen und innig das Standsbild
des isländischen Palmenbüchters Hallgrímur
Breturhens, der, ein Ausfänger, auf seinem
Schmerzenglager seine frommen Gesänge
schreibt, indes das Volk huldigend zu ihm
drängt.
Draußen, auf erhöhtem Platz, das freie
Meer grüßend, steht Einar Jonssons Denkmal
— des ersten isländischen Anführers, des Nor-
mannen Ingolfr Arnarson, der im Jahre 874
landständig, an dieser Küste Fuß fahte.
Auch den isändischen Thorwalden rechnet Is-
land zu seinen Söhnen. Er kam auf der Fahrt
zwischen Reykjavik und Kopenhagen zur Welt.
Sohn eines isländischen Vaters und einer dani-
schen Mutter. Auf einem Hafenplatz erhebt sich
weithin sichtbar sein Denkmal; der „Dom“, ein
schlichtes Kirchlein, enthält ein Taufbecken von
Thorwaldens Sand. In den Sälen des
„Althing“, des Reichstagsgebäudes — dessen
man nicht bedurft, solange man noch durch die
schaurige Almännerfchlucht nach „Thingvellir“
zog und 50 km fern der Stadt unter freiem
Himmel tagte, — gibt es eine kleine Sam-
mlung von Sandbildern und Bildnissen verdien-
ter Bürger. Sie ergänzen dem fremden Gast
das Wissen um Land und Volk.
Es überrascht, in einem bescheidenen Mode-
warengeschäft, wo man verstaubte Wachs-
puppen als Kleiderbänder erwartet, vergoldete
filifizierte Figuren nach der Art des Berliner
Bildhauers Rudolf Belling zu finden. Es rührt
in einem harten Lebensmittelschaffenskreis als
Paradestück eine flache Waggimurze anzutref-
fen. Die Gegenstände der einförmigen Lebens-
weise und des geistigen Ausbreitungswillens
sind beträchtlich. Zwei Vorträge, die Profes-
soren der kleinen Reykjaviker Universität der
Schiffsgesellschaft hielten, Professor Johan-
nesson und Professor Mathias Thorarson,
verrieten den kulturellen Weiblich des abel-
tigen, nur 100 000 Seelen starken Volkes. Der

Wanderer, der die kleinen Jungfrauen
stellte ihre mitterliche altbergebrachte sportliche
Technik vor, und ein Gesangsdiener, das die
Herren und Damen der isländischen Haupt-
stadt bei einem Festabend an Bord der „Ver-
lin“ veranstalteten (in diesem Falle die
deutsche Reichshauptstadt vortrat) zeugte von
stimmlicher Begabung und musikalischem Fein-
gefühl. Das Deutschlandlied wurde von unseren
Gästen deutsch gesungen, und es wurde den
ganzen Abend über deutsch gesprochen, deutsch
verhandelt — und auch mit Verständnis von
den trocknen gelegten Isländern deutscher Wein
und gutes brennendes Bier getrunken.
—
Khara-Rhoto, die Totenstadt
Von Henry Wikison-Bombay.
Die erste geschichtlich nachweisbare Erwäh-
nung der Totenstadt Khara-Rhoto, inmitten
der bden Sandmassen der Wüste Gobi gelegen,
findet sich bei dem mittelalterlichen Weltreisen-
den Marco Polo, der sie aber auch nur vom
Hörenfagen kennt. Verschiedene Veruche
europäischer Expeditionen, die geheimnisvolle
Stadt aufzufinden, schlugen fehl, bis dem be-
kannten russischen Afenerforscher Professor Ros-
loff gelegentlich seiner letzten Expedition die
Erreichung des lange gesuchten Zieles gelang.
Daß so manche Veruche der Europäer, nach
Khara-Rhoto zu kommen, fehl schlugen, liegt
neben der Ablegenheit des Ortes wohl vor
allem daran, daß die Landesbenohner den
Reisenden fast immer irreführende Angaben
machten, um einen Besuch der Stadt zu hinter-
treiben.
Bei den Benohnern der umliegenden Orte
steht Khara-Rhoto nämlich in dem Rufe, der
Sitz böser Geister zu sein, — manche von
ihnen in Gestalt großer Schlangen — einen
dort vergrabenen märchenhaften Schatz hüten.
Die Sage erzählt, daß einst ein Khan mit
einem riesigen Heere sich des Thrones des
Reiches der Mitte habe bemächtigen wollen,
doch gelang es den Chinesen, den Eindring-
ling nach Khara-Rhoto zurückzuerweisen. Um
ihn zur Uebergabe zu zwingen, beschloßen die
Sieger, den Belagerten das Wasser abzuschnei-
den, was durch Ableitung des die Stadt durch-
fließenden Stromes auch gelang. Da der Khan
keinen anderen Ausweg zur Rettung sah, ver-
borg er seine unermeßlichen Schätze in einem
tieferen Brunnen, dann machte er mit der ge-
samten Streitmacht einen Ausfall, der aber
müßig und zum völligen Untergang seiner
Macht führte. Obwohl die siegreichen Chinesen
sich alsbald auf die Suche nach den vergrabenen
Schätzen machten, wurde nichts gefunden.
Khara-Rhoto, das nördlich die „schwarze
Stadt“ bedeutet, ist nicht leicht zu erreichen.
Die Wüste umgibt es auf weite Entfernung
nach allen Seiten, vernichtende Sandstürme
bedrohen die Reisenden, die aufgewinkelten
Sandmassen erinnern an Vulkanausbrüche.
Die Gewalt dieser Stürme ist so groß, daß sie
häufig nicht nur seinen Sand, sondern auch
ziemlich starken Kies und Kiesel durch die
Luft führen. Andererseits besitzt die Wüste
auch ihre Reize. Der Himmel strahlt tags-
über in einem tiefen Türkisblau, des Nachts
bietet die Landschaft im glühenden Mondlicht
eine zauberhaften Anblick. Große Herden
von Kamelen, Pferden, Antilopen und Schafen
mehren von Professor Rosloff häufig beob-
achtet, darunter vielfach in Europa noch ganz
unbekannte Arten. Auch Hasen sind außer-
ordentlich häufig, die eigenartigerweise leicht
jahn werden und den Mongolen als Haus-
tiere dienen wie bei uns die Katzen.
Nähert man sich Khara-Rhoto, so bemerkt
man längs der Straße kegelförmige Türme.
Die Mauerreste der Stadt selbst liegen auf
niedrigen Sandhügeln, düster und mäßig ragen
sie aus dem Gelb der Wüste empor. Am West-
ende erhebt sich ein kleines Gebäude mit roter
Kuppel, die Reste einer mohammedanischen
Moschee. Nach dem Durchschreiten der Tore ge-
langt man auf eine weite Fläche, die von trüm-
merbesetzten Straßen kreuz und quer durch-
schnitten wird. Das Straßennetz scheint jedoch
mit Vorbedacht angelegt zu sein, und Khara-
Rhoto ist sicher einst eine heilige Stadt ge-
wesen, worauf die Reste zahlreicher Tempel
deuten. Die Häuser waren aus Lehm erbaut
und mit Stroh gedeckt. Eigenartigen Gegen-
satz zu dem beklemmenden Anblick dieser toten
Ruinenstadt bildet der Gesang der unzähligen
Vögel, die trotz des Wassermangels in den
Ruinen nisten, in erster Linie der berühmte
Sänger der Wüste, der Eremitvogel.
Die Straßen von Khara-Rhoto müssen einst
sehr belebt gewesen sein. Von den früheren
Benohnern sind jedoch nur noch zahlreiche

Schädel übrig geblieben, die leidendem wech-
seln als Grabstätten dienenden Türmen
liegen. Gegenstände des täglichen Gebrauchs
sieht man in Haufen auf den Straßen. Die
wertvolleren Dinge, insbesondere Kunstwerke,
wurden bagegen in den erwähnten kegel-
und pyramidenförmigen Türmen aufbewahrt, die
der Ruinenstadt eine eigenartige architekto-
nische Linie geben. In einem dieser Türme
stieg man auf eine Gruppe phantastisch ges-
talteter Statuen, die im Halbkreis um eine An-
zahl Buddhastatuen aufgestellt waren und sich
Jahrhunderte hindurch so erhalten hatten. In
einem anderen Turm fand sich eine Anzahl
Götterbilder in Terrakotta; die Augen waren
teils aus Kristall, in einem Falle aus Topas,
meistens fehlten sie ganz.
Nach Ansicht Professor Rosloffs war Khara-
Rhoto einst die Hauptstadt des Tangut-Reiches,
das bis zum 12. Jahrhundert blühte und dann
von Dschingis-Khan unterworfen wurde. Die
Bevölkerung bestand überwiegend aus Mo-
hammedanern, doch gab es auf dem flachen
Land auch zahlreiche Buddhisten. Zur Zeit
seiner Blüte war die Stadt unzweifelhaft der
Mittelpunkt einer reichen und fruchtbaren
Landchaft, die ein ausgezeichnetes Bewässer-
ungssystem besaß. Die Stadt selbst lag am
Zusammenfluß zweier Flüsse, deren Bett noch
heute erkennbar ist. Auch lassen sich Spuren
der früheren Bewässerungsanlagen nachweisen.
Diese sowie ausgegrabene Mühlschnecken deuten
auf den ehemaligen Getreidebau hin. Die
heute in der Wüste um Khara-Rhoto haufen-
den Mongolenstämme nennen sich Tangut; nach
Rosloff haben sie sich vor etwa fünfzehnh
Jahrhunderten dort angesiedelt. Das Wort
„Tangut“ bedeutet „Kiese“ oder „großes
Volk“, den Namen sollen die Stämme von
Dschingis-Khan erhalten haben. Heute gelten
sie bei den übrigen Mongolen als verwildert,
faul und schmarotzerhaft.
Der sagenhafte Schatz wurde auch von Pro-
fessor Rosloff nicht gefunden; gleichwohl ist
der Erfolg seiner Reise unermesslich groß. Der
wichtigste Fund ist eine Bibliothek von 2000
Papiri, Büchern und Handschriften sowie eine
Sammlung von 300 buddhistischen Bildern, die
sich in einem der Türme befanden. Eine Un-
tersuchung dieses und des übrigen Materials
führt zu verschiedenen interessanten Folgerun-
gen. Die Mongolei muß dann scheint eine Art
Zentralreich gewesen sein, die Kultur des Tan-
gutreiches hat sichtlich auf hoher Stufe gelan-
den und seine nationale Kunst eine erhebliche
Zeit selbst die Unternehmung durch Dschingis-
Khan überdauert.
Die in Khara-Rhoto aufgefundenen buddhi-
stischen Bildwerke sind indischer, chinesischer
und tibetanischer, teils auch heimischer Her-
kunft und sämtlich bemerksenswert gut er-
halten. Die Farben leuchten so frisch als ob
sie erst gestern aufgetragen wären. Die Ver-
goldung zeigt noch den ursprünglichen Glanz,
nur die helleren und leichteren Töne haben ge-
litten. Die Malereien aus Tangut und Tibet
bestanden stets aus den drei Farben rot, gelb
und blau; deren ausschließliche Verwendung
ergibt eine phantastische Farbwirkung, die
an die ersten Werke christlicher Kunst erinnert.
Ob ist Buddha in Wolken gehüllt dargestellt,
ihm zur Seite steht man häufig die Gestalt
eines Wändes oder in einer Ecke eine kleine
Figur mit einem Behrauchbecken.
Die in Khara-Rhoto gefundenen Bücher und
Handschriften sind von großem Werte, da sie
den wenigen bislang bekannten Dokumenten
über die Existenz eines ehemaligen Mongolen-
reiches neue Beweismittel hinzufügen. Eins
von ihnen, ein Fragment von vierzehn Zeilen,
dürfte ein Abschnitt aus einer Art Rehrbuch
des Dschingis-Khan sein. Ansehend bestand
sich sein Name auf dem Buche, doch haben sich
nur die ersten drei Buchstaben erhalten.

Afrikanische Zauberer

Schwarze Kunst im schwarzen Erdteil.
Von Herbert Evers - Kairo.

Wer in fremde Länder reist, bereitet sich
wohl auf alle möglichen Gefahren, Entbehrun-
gen und Strapagen vor; selten aber denkt er
daran, daß er auch jumeilen noch mit einem
weiteren Element rechnen muß, von dem ihm
unter Umständen Gefahr drohen kann: mit
der Zauberei. Zum mindesten gilt dies von
großen Teilen Afrikas, wo noch der krasseste
Aberglaube herrscht und die Zauberei eine
große Rolle spielt. Sie wird vertreten durch
die bei fast allen Stämmen vorkommenden
Zauberer oder Segenmeister, die man keines-
wegs unterschätzen darf. Zweifelsohne besitzen